

Delegiert nach Nairobi

VON ILSE BRINKHUES

Den Delegierten ist in den letzten Monaten umfangreiches Vorbereitungsmaterial für die Vollversammlung in Nairobi zugesandt worden, das mit einer Vielzahl von Aspekten und Meinungen bekannt macht. In seinem Aufsatz „Von Bangkok nach Nairobi“ spricht Thomas Wieser über die verschiedenen Seiten des Kontextes, die in Nairobi eingebracht werden. Wieviel von der gesellschaftlichen und vor allem kirchlichen Realität in unseren Herkunftsländern werden wir den Brüdern und Schwestern aus anderen Teilen der Welt sichtbar und verständlich machen können?

Genf hat großen Nachdruck darauf gelegt, daß bei der Zusammenstellung der Delegiertenliste die Laien adäquat beteiligt werden, insbesondere auch die bei früheren Versammlungen unterrepräsentierten Frauen und Jugendlichen. Ich sehe darin den Auftrag, daß wir Delegierten nicht nur von den theologischen Lehrmeinungen und Standpunkten unserer jeweiligen Heimatkirche sprechen sollen, sondern auch als Vertreter des christlichen Fußvolks in unserem Herkunftsland von den Unzulänglichkeiten in der Verwirklichung der Einheit aller Christen reden.

Man erwartet für Nairobi die scharfe Konfrontation zwischen den armen und den reichen Christen in der Welt. Dabei werden wir von der Majorität der armen Christen als Europäer – ungeachtet der von uns selbst empfundenen nationalen und kulturellen Unterschiede zwischen den europäischen Völkern – mit den Nordamerikanern zusammen zu den „nordatlantischen Reichen“ gezählt. Werden wir in der Lage sein, jener Majorität der Armen, die uns kritisch bis ablehnend betrachtet, den Blick freizumachen für die Vielgestalt christlichen Lebens bei uns? Oder werden wir in einer Weise sprechen, welche die Kluft der Mißverständnisse und der daraus resultierenden Vorurteile eher tiefer und gefährlicher macht?

In der Diskussion verstehen sich die Delegierten der armen Christen regelmäßig als Sprecher und Anwälte der unterprivilegierten, ausgebeuteten und hungernden Massen in ihren Heimatländern, obwohl sie selbst meistens aus der heimischen Mittel- und Oberschicht kommen. Wahrscheinlich erwarten sie von uns, daß wir unser Mandat ähnlich wahrnehmen.

Bei der Durchsicht deutschsprachiger Vorbereitungstexte fiel mir auf, daß die Verbindung des heimischen Christentums mit der Mittelschicht stark hervorgehoben wird. Wo finden sich dagegen Aussagen über die Glaubenswelt derer, die unterhalb oder auch oberhalb dieser Mittelschicht anzusiedeln wären? Ist Christsein in Europa tatsächlich so sehr Angelegenheit der Mittelklasse geworden, daß die übrigen als irrelevante Minorität außer acht gelassen werden können? Wenn wir uns als europäische Christen verstehen, nehmen wir Bezug auf den geographischen Raum etwa zwischen Nordirland und Sizilien. Der Mittelschichtaspekt mag der persönlichen Erfahrung und dem eigenen sozialen Standort entsprechen, Millionen europäischer Christen aber werden sich in ihm nicht repräsentiert finden.

Ähnlich wie angesichts dieser mittelschichtorientierten Blickrichtung möchte ich Vorbehalte anmelden in bezug auf die Art und Weise, wie in Reden und Texten vom Unterschied des Heilsverständnisses gesprochen wird, so, als sei die ganzheitliche Heilserwartung außerhalb Europas zu Hause, wir Christen in Europa aber würden scharfe Unterscheidungslinien ziehen zwischen öffentlichem und privatem Heil, zwischen dem Heil des Leibes und der Seele. Das stimmt aber nur zum Teil. Wie denkt man darüber bei den weltweiten Kirchenbünden, in denen europäische und außereuropäische Theologen vereint sind, und wo wären die vielen Millionen europäischer Christen einzuordnen, die Lk 4,18–22 kaum anders verstehen als ihre farbigen Schwestern und Brüder, nämlich ganzheitlich? Man sehe sich einmal die Haussprüche an Bauernhäusern, auch in reformierten Gegenden, und die Inschriften und Votivtafeln in Wallfahrtsorten auf die Erwartungen des gläubigen Volkes hin an. Man wird uns übrigens das große Wort von der „Solidarität mit den Armen“ nicht abnehmen, wenn wir uns so wenig mit jenen befassen, die in unserer unmittelbaren Nähe anders leben, denken und glauben als wir selbst, weil sie einer anderen Klasse, einer anderen Bildungsschicht oder einer anderen Konfession angehören.

Wie es unsere Pflicht sein wird, daheim die Anliegen der armen, unterprivilegierten und ausgebeuteten farbigen Christen zu vertreten, so sollten wir in Nairobi auch von den Schwierigkeiten sprechen, denen wir zu Hause begegnen, weil die Gemeindemitglieder auf Grund ihrer eigenen begrenzten Lebenserfahrungen die Unterschiede zwischen der armen und der reichen Welt und deren Ursachen und Zusammenhänge nicht mit den gleichen Augen zu sehen vermögen wie jene, die uns in der Konfrontation von Nairobi als die „Andern“ gegenüberstehen. Die Fachleute unter uns kennen den Begriff „Überflußgesellschaft“ mit seinem wissenschaftlichen Hintergrund. Wie aber versteht der Durchschnittsbürger das Wort „Überfluß“? Die Anhebung des Lebensstandards der unteren

Schichten bei uns gehört zunächst einmal zur Erfüllung langgehegter sozialer Erwartungen und oft wiederholter sozialpolitischer Versprechungen. Dabei handelt es sich um so grundlegende Dinge wie Ernährung nach Auswahl, besseres Wohnen, volle Sozial- und Altersversicherung. Wer hier von Überflüßgesellschaft spricht, muß sich fragen lassen, was er denn bei wem für überflüssig hält. Da Wohlstand für alle das Ziel aller Reformen und revolutionären Bestrebungen in der Welt ist, sollten Angriffe gegen unseren Wohlstand nicht so formuliert werden, als dürfe der Mann auf der Straße nicht auch an dem teilhaben, was bisher nur elitären Schichten der Bevölkerung nicht nur bei uns, sondern auch anderswo vorbehalten war. Sicher empfinden die Menschen bei uns den in den unterentwickelten Ländern rapid krasser werdenden Unterschied zwischen der Massenarmut und dem Reichtum der kleinen Oberschicht noch stärker als Skandal als die Betroffenen selbst, weil wir sowohl vom Evangelium her wie auch auf Grund unserer europäisch-politischen Überzeugungen vom Anspruch auf gleiches Recht aller geprägt sind. Sachliche, emotionsfreie Erklärungen statistischer Daten und weltwirtschaftlicher Zusammenhänge in den Begriffen der Umgangssprache werden bei den christlichen Gemeinden am ehesten Aussicht haben, verstanden zu werden. Die meisten haben den sozialen Aufstieg und den wirtschaftlichen Wohlstand der letzten Jahrzehnte guten Gewissens als „Heil“ angesehen und fragen uns nun nach dem Grund, warum daraus Unheil für den fernen Nächsten geworden ist.

In den Hungerjahren nach dem Zweiten Weltkrieg kamen wir in Heidelberg allwöchentlich zum Abendgebet zusammen. Das gemeinsam gesungene Magnifikat war dabei ein besonderer Höhepunkt. Ohne es je auszusprechen, haben sich wohl damals die meisten mit den Hungernden identifiziert, denen die Erfüllung mit Gütern verheißen wird. Wie Reiche und Mächtige vom Thron stürzen, hatte man gerade in dramatischer Weise beim Kriegsende erlebt. Die Szene hat sich längst gewandelt. Die erwartete Erfüllung mit Gütern wurde uns zuteil. Wird das Magnifikat jetzt zum Menetekel für uns? Gibt es so etwas wie einen Konjunkturzyklus Gottes mit Aufschwung und Abschwung, den wir um unseres Heiles willen verstehen lernen müssen?

Ich wünsche mir von Nairobi Antworten auf diese Fragen vom Evangelium her, Antworten, die die Christen in allen Lagern angehen; nicht nur uns, denen Wohlstand geschenkt wurde, sondern ebenso jenen, die als Hungernde das Magnifikat in der Gewißheit singen, daß auch ihnen einmal die Fülle der Güter geschenkt werde. Vielleicht werden wir gemeinsam über Mt 25,31ff meditieren und versuchen, von da aus weltwirtschaftliche und politische Zusammenhänge im Licht des Evangeliums zu verstehen. Wir werden uns mit wachem und emp-

findlichem Gewissen darüber informieren müssen, wo überall in der Welt Schwestern und Brüdern etwas angetan wird, was auch wir, und sei es durch Unterlassung, vor dem Herrn mitzuverantworten haben. Das betrifft die Kluft zwischen der armen und der reichen Welt, aber nicht nur sie. Es kann vielleicht sein, daß wir uns im Gehorsam vor dem Evangelium dort einsetzen müssen, wo wir den Geringsten unter den Brüdern in jenem erkennen, den eine johlende Menge als „Volksschädling“, als „Klassenfeind“ oder wie immer das ihm angehängte Etikett lautet, durch die Straßen hetzt. Die Scham über die unverjährbare Reichskristallnacht sollte uns Mut zum Sprechen machen, wenn Brüder und Schwestern, denen solche Erfahrungen fehlen, in der Euphorie ihres Denkens und Handelns nicht ahnen, wie schnell man schuldig werden kann.

Ich hoffe auch, daß uns die Härte der Konfrontation nicht dazu hinreißt, vorschnelle, laienhafte Teillösungen da anzubieten, wo selbst Experten ratlos sind. Die Verantwortung, die man uns Weißen für vieles Unheil in aller Welt anlastet, sollte uns nicht hindern, auch unsere Unzulänglichkeit und Unwissenheit einzugestehen, wo sie am Werk war.

Angesichts der Ratlosigkeit gegenüber den lawinenartig anwachsenden Weltproblemen finden wir vielleicht über die Konfrontation hinweg gemeinsam den Zugang zur Fürbitte für Wirtschaftskonferenzen, politische Vertragsabschlüsse u. a., damit die Verantwortlichen in der Welt wissen, daß die Christen, die ja auch Wähler sind, Lösungen erwarten, die weniger vom nationalen Egoismus und mehr von der Gerechtigkeit im Sinn des Evangeliums bestimmt werden.

Schließlich hoffe ich, daß wir, die weiße, die wohlhabende Minderheit, uns angesichts der Härte der Belastungsprobe in der Konfrontation der Konferenz nicht auf Schweigen oder Resignation zurückziehen, sondern die gegen uns vorgebrachten Argumente prüfen und dazu klar und offen Stellung nehmen.

Weil aber alle Delegierten in Nairobi – im Unterschied zu Konferenzen von Politikern, Wirtschaftsleuten, Ideologen oder Militärs – trotz Konfrontation das Entscheidende gemeinsam haben, nämlich die Überzeugung und Gewißheit, daß Jesus Christus uns befreien und einen kann, werden alle Gegensätze in einem anderen Licht gesehen. Wenn wir in diesem Licht miteinander reden, dann haben wir Gemeinschaft untereinander (1 Joh 1,7). Deswegen bin ich davon überzeugt, daß wir im Ergebnis doch mehr von Gemeinschaft als von harten Belastungsproben durch Konfrontation berichten können, wenn wir nach der Rückkehr zu Hause Rede und Antwort stehen.